

Glutrot leuchtet die Morgensonne über den Wassern, in der Ferne kräht ein Hahn, während das schlanke, schneidige Boot durch die Schilfstraßen gleitet. Wie in Granit gemeißelt stehen die schwarzen, tropfenden Wasserbüffel am Ufer. Kingfischer-Vögel kreisen akrobatisch in der Luft, um sich plötzlich im Sturzflug mit langem Schnabel ihre Beute zu schnappen. In Urzeiten soll hier der Garten Eden gewesen sein, an dessen Auen und Vegetation sich der Schöpfungsbericht der Bibel inspirierte.

50 Arten an Fischen und 280 Vogelarten zählten Wissenschaftler zu den besten Zeiten, als die majestätischen Marschen von Euphrat und Tigris ein Fünftel der irakischen Staatsfläche bedeckten und 800 000 Menschen in den labyrinthischen Sümpfen lebten. Seit fünf Jahrtausenden siedeln sie im Herzen Mesopotamiens und bewahrten sich ein einmaliges Universum aus Fischfang und Büffelzucht, Vogeljagd und Schilfbau. Ohne den ökologischen Reichtum der Marschen wäre die sumerische Hochkultur nie entstanden, die Schrift und Mathematik erfand. Uruk, die Heimat des Gilgamesch-Epos, ist die älteste Stadt der Welt. Selbst der Paradiesbaum Adams soll hier noch existieren, auch wenn das graue, vertrocknete Astgerippe in Qurna heute nur noch irakischen Paaren als Kulisse für ihre Selfies dient.

Jassim Alasadi hockt an der Spitze des Bootes, das bei den Einheimischen Shahtura genannt wird, und mustert stumm die vorüberziehende Wasserwelt. Auf den Planken unter einer Wolldecke liegt die Kalaschnikow des jungen Steuermanns. Immer wieder muss er den Außenbordmotor

„Noch nie war der Wasserstand des Euphrat so niedrig. 34 Zentimeter Höhe zeigt die Messlatte unter der Stahlbrücke

hochklappen und schrammt das Kanu über den Grund. Paradiesisch ist es hier schon lange nicht mehr. Mit einem Summen meldet sich die allmorgendliche SMS seines Mitarbeiters.

Diesmal hält Jassim Alasadi das kleine Handy so dicht vors Gesicht, als würde er seinen Augen nicht trauen. 34 steht auf dem Display – die Naturkatastrophe zu einer Zahl geronnen. Noch nie war der Wasserstand des Euphrat so niedrig. 34 Zentimeter Höhe zeigt die Messlatte unter der wichtigen Stahlbrücke, die Saddams Armee 1991 bei ihrem Feldzug gegen die aufständischen Marsch-Araber in das sensible Ökosystem rampte. Bei jedem Auto scheppern die Metallplanken der Fahrbahn, an deren Rändern jahrelang die verhassten Kontrollposten des Diktators standen. Vor einem Jahr war die Wasserlinie noch bei satten 136 Zentimetern. Jetzt liegt überall der schwarze Schlick entblößt in der aufgehenden Sonne zusammen mit Skeletten untergegangener Holzboote. Allein in den letzten beiden Wochen verlor der Euphrat 20 Zentimeter, seit Beginn der irakischen Dürre vor neun Monaten sind es über einen Meter.

Jassim Alasadi ist Wasserbauingenieur und hauptamtlicher Naturschützer in dem Marschland von Euphrat und Tigris. Seit 2004 arbeitet er für die kleine NGO „Nature Iraq“, deren dreißig Mitarbeiter sich hauptsächlich aus internationalen Mitteln finanzieren. In der gesamten Gegend ist der drahtige, kleine Mann mit dem hellen Lachen bekannt wie ein bunter Hund. Selbst Polizisten an Kontrollpunkten nennen ihn stolz den „Vater der Marschen“. Als kleiner Junge paddelte der 59-Jährige mit dem Holzboot zur Schule. Seine



Wasserbüffelherde in den ausgetrockneten süd-irakischen Marschen von Euphrat und Tigris

Fotos: Katharina Eglau

## Das verlorene Paradies

Die majestätischen Marschen von Euphrat und Tigris bedeckten einst ein Fünftel des Irak. Doch Wassermangel bedroht das Ökosystem

VON MARTIN GEHLEN



Die Familie von Shuwein al Ghalibi und seiner Frau Umm Yousef



Wasserbauingenieur Jassim Alasadi gilt als Vater der Marschen.

Mutter besaß drei Wasserkühe, für die ihr Jüngster jede Woche in dem meterhohen Schilfdschungel Futtergras schneiden musste. In seinem Büro hütet er ein abgegriffenes Foto-Magazin aus den siebziger Jahren, das eine fröhlich-festliche Welt zeigt – ausgelassene Hochzeiten mit Tanz und Musik auf Ausflugsbooten, farbenfrohe traditionelle Kleider und die ewig grün strotzenden Auenlandschaften.

Heute ist der Wasserpegel so kümmerlich, dass das legendäre Biotop vor dem endgültigen Kollaps steht. Vieles kommt zusammen, chronischer Regenmangel durch Klimawandel, zwei gigantische neue Tigrisdeiche in der Türkei, vom „Islamischen Staat“ als Kriegswaffe eingesetzte Euphrat-Sperren in Tabqa, Rakka, Fallujah und Ramadi sowie eine absurde Verschwendung in der irakischen Landwirtschaft am Oberlauf der beiden Ströme. Bewässert wird wie seit 4000 Jahren mit offenen Kanälen, aus denen bei 50 Grad im Sommer ungeheure Mengen verdunsten.

Schon einmal drohte den Marschen die Vernichtung, 1991, als sich die Schiiten gegen Saddam Hussein erhoben und die Rebellen in den unwegsamen Sümpfen Zuflucht suchten. Der Tyrann schickte seine Ingenieure, 40 000 Soldaten und alle Bagger hinterher, die sich im Land auftreiben ließen. Im Eiltempo wurden 520 Kilometer Dämme aufgeschüttet, schnurgerade Kanäle mit Namen wie „Mutter aller Schlachten“ und „Loyalität dem Führer“ gezogen, die das

Wasser direkt ins Meer leiteten. Ein halbes Jahr später waren die Sümpfe trocken und 90 Prozent der Bewohner geflohen. Von den 60 000 Einwohnern der Kreisstadt Chubaisch blieben nur 6000. Alle anderen wurden vertrieben, eingesperrt oder hingerichtet, die ausgedorrten Schilfwälder und ihre 200 Strohhüttdörfer mit Napalm niedergebrannt.

Erst der Sturz des Regimes durch die amerikanische Invasion brachte nach zwölf Schreckensjahren die ersehnte Wende. Jassim Alasadi steht immer noch die Genußtuung im Gesicht, wenn er an den 17. Dezember 2003 zurückdenkt. Er und vierzig Helfer waren damals auf eigene Faust dem wuchtigen Saddam-Damm mit Schaufeln, Hacken und einem

Bagger zu Leibe gerückt, den sie für 400 Euro geliehen hatten. Nach zwei Tagen war die Schneise geschlagen, jubelnd lagen sich die verschwitzten Retter in den Armen. „Eden again“ nannten sie ihr kühnes Wunderprojekt.

Und tatsächlich, innerhalb von Monaten erwachte das geschundene Ökosystem wieder zum Leben. Das Schilf begann zu sprießen. Bis zum Horizont wurde alles grün und saftig. Die Fische kehrten zurück, genauso wie die Schildkröten, Ottern und die Schwärme der Zugvögel. Nur für die westliche Hälfte des Marschgebietes reichte das zurückgekehrte Wasser nicht mehr. Bis heute zeugt eine endlose, zementharte Steppe von der Zerstörungswut des Despoten. Irgendwo zwischen vertrockneten

Fischergerippen liegt noch eine Kindersandale. Von Ortschaften, die schon zu sumerischer Zeit besiedelt waren, sind nur noch rissige Bodenplatten und entwurzelte Betonfundamente früherer Strommasten geblieben.

In den übrigen Marschen kamen mit dem Wasser auch die Menschen zurück. Vor der Saddam-Katastrophe hatten alle Schilfdörfer einen sogenannten Mudif, ein aus gebogenen Schilfsäulen konstruiertes Gemeindehaus, plus Gesundheitsstation, Läden und Stromanschluss. Zu je vier Siedlungen gehörte eine schwimmende Schule. Heutzutage gibt es keine intakten Dörfer mehr, die traditionellen Strohhütten sind verstreut in den Marschen, die Familien allein mit ihren Wasserbüffelherden. Die einzige Verbindung zur Außenwelt ist das Motorboot. Die älteren Kinder leben bei Verwandten in der Stadt, weil sie zur Schule müssen. Und viele Großfamilien teilen sich im Vier-Wochen-Rhythmus die Arbeit draußen in der Natur mit den wertvollen Tieren.

Seit Beginn der Jahrhundertdürre im März 2015, so schätzt Naturschützer Jassim Alasadi, haben 90 Prozent der Marschbauern aufgegeben, allein in den vergangenen beiden Monaten waren es 200 Familien. Die säbelförmigen Boote, die früher durch die Schilfgassen jagten, müssen langsam fahren und bleiben häufig im Schlamm stecken. In den zentimeterflachen Wassern überleben nur noch die kleinen Shanek-Fische, wie sie die Einheimischen nennen, die keiner

hier essen will. „In den letzten acht Monaten habe ich keinen einzigen ordentlichen Fisch mehr zu Gesicht bekommen“, klagt Großhändler Hassan Abed Sharif, der als Letzter seiner Zunft noch am Euphratufer die nächtlichen Fänge in Empfang nimmt, um sie als billige Pilgerkost per Kleinlastler ins 450 Kilometer entfernte Kerbala zu schaffen. Selbst vor zwei, drei Jahren gab es noch Arten, die zehn bis zwölf Kilo schwer waren, sagt der 36-Jährige, dessen Vater und Großvater schon mit Fischen handelten. Setzte er damals jeden Morgen 6000 bis 7000 Euro um, sind es jetzt noch 200 Euro, sagt er, während seine Leute den traurigen Fang mit Eis vermischt in Styroporkisten schaufeln.

Wer von den Viehzüchtern in den Sümpfen noch durchhält, muss mittlerweile ständig mit seinen Büffelherden umziehen, weil es kein frisches Grün mehr gibt. Wie

„Wenn das so weitergeht, müssen wir alle Tiere verkaufen und in die Stadt ziehen

Ahmed Shuwein al Ghalibi

Ahmed Shuwein al Ghalibi und seine Frau Umm Yousef. Ihre fünf halbwüchsigen Söhne füttern gerade die Tiere, die beiden Mädchen machen den Abwasch. Ahmed hat einen festen Händedruck, sein grün-schwarzes Kopftuch weist ihn als direkten Nachfahren des Propheten Mohammed aus. 2004 gehörte das Paar zu den ersten Neusiedlern in den wiederauf-erstandenen Marschen. Ihre 60 Tiere sind rund um den mobilen Hof herum angepflockt. Stier Alagrash lässt es sich stoisch gefallen, wenn der achtjährige Mattada auf seinem Rücken tanzt.

Doch bald wissen auch sie nicht mehr weiter. Das Sumpfwasser ist viel zu salzig, voller Schwermetalle und vergiftet die Tiere. Andere Bauern haben bereits ein Viertel ihres Bestandes verloren. Überall bildet sich eine weißliche Kruste, die unter den Schuhen knirscht. Und so muss Ahmed jeden Tag mit dem Boot nach Chubaisch und 2000 Liter gefiltertes Wasser heranschaffen. „Unser Leben wird immer beschwerlicher“, sagt der 31-Jährige, dem die Existenzsorgen manchmal den Schlaf rauben. Seine Wasserbüffel magern ab und geben nur noch vier Liter Milch am Tag, früher waren es acht oder auch zehn. „Wenn das so weitergeht, müssen wir alle Tiere verkaufen und in die Stadt ziehen.“

Dann beginnt er, die blauen Plastikplanen und Futtersäcke vom Hüttdach zu zerrn, während einer seiner Jungen die rostige Satellitenschüssel herunterreicht. Die Mädchen raffen die synthetischen Wolldecken zusammen, der ganze Hausrat passt auf die beiden schmalen Kanus der Familie. Am frühen Nachmittag steht ihr Schilfhaus bereits an neuer Stelle, auch die Tiere sind nachgeholt. Um 17 Uhr wird es in den Marschen dunkel, dann bleibt ihnen in der nachtkalten Einsamkeit nur der Fernseher, den ein kleiner Generator antreibt.

Jassim Alasadi hat sich auf dem Boot gegen die kriechende Kälte in seinen schwarzen Wollmantel geschlagen. Auf dem Rückweg fängt er unvermittelt an zu singen. „Schau auf uns, was hier passiert, wie wir leiden“, singt er, einmal, zweimal, dreimal, bis sich die Melodie über dem kalt glitzernden Wasser verliert. Lange und versonnen schaut er auf die geliebten Marschen, die ihn sein ganzes Leben begleitet, beschäftigt und verzaubert haben. „2003 hatten wir gehofft, der Sturz von Saddam Hussein werde ein neues Kapitel in unserem Leben aufschlagen“, sagt er. „Doch nichts ist passiert, nichts hat sich verbessert.“

### Die größten Städte des Landes

Die Hauptstadt Bagdad ist sowohl geografisches als auch politisches und kulturelles Zentrum des Landes und mit 5,7 Millionen Einwohnern die mit Abstand



größte Metropole des Landes. Bagdad wurde im Jahr 762 von dem abbasidischen Kalifen al-Mansur als neue Hauptstadt des islamischen Reichs gegründet und 1920 zur Hauptstadt des neu gegründeten Staates Irak erklärt. Das im Norden gelegene Mosul steht mit etwa 2,9 Millionen Einwohnern an zweiter Stelle. Es ist Zentrum der ostchristlichen und assyrischen Kultur. 2014 wurde Mosul von der Terrormiliz Islamischer Staat besetzt. Die Hafenstadt Basra am Persischen Golf ist mit zwei Millionen Einwohnern die drittgrößte Stadt des Landes und Zentrum des schiitischen Südens. (ksta)